

Eine Kurzgeschichte

von Marie Kaganovich (9. Klasse)

Das erste, was ich dachte, als ich meine Augen öffnete, war: ich war nicht tot. Und ich war alleine. Mein Kopf schmerzte, mir war schlecht und ich fragte mich, ob die Option Tod doch angenehmer gewesen wäre, als eine verdamnte Bruchlandung zu überleben und womöglich als einzige lebende Person auf dieser sogenannten ‚Neuen Heimat‘ gestrandet zu sein. Ich stieg aus der kaputten Kapsel, wobei ich mich an dem zerbrochenen Glas schnitt, und ließ mich in den Sand fallen, auf dem ich und meine Schwester eine Bruchlandung hatten machen müssen. Doch... ich saß hier nicht zusammen mit ihr ... sondern alleine. Ich wusste nicht, wo sie war, oder – diese Option nicht einmal auszumalen – ob sie überhaupt noch lebte. Auf einmal war ich unglaublich wütend und frustriert. Wieso hatten unsere Eltern gedacht, dass es sicherer wäre, mich mit meiner Schwester alleine fliegen zu lassen, statt zusammen als Familie? Was, wenn wir nie wieder vereint sein würden? Ich wusste nicht, ob meine Eltern es überlebt hatten, doch vor allem konnte ich den Gedanken nicht ertragen, meine Schwester zu verlieren. Ich stand auf und ließ meinen Blick über die Umgebung schweifen. „Grace?“ Ich suchte den ganzen Strand ab, doch es war vergebens. Ich wusste, dass der Wald, der sich grenzenlos vor mir erstreckte, die einzige Möglichkeit war, die sich mir bot, um die Suche nach Grace fortsetzen zu können. „Gracie?“, rief ich in den Wald rein, doch es kam keine Antwort zurück. Natürlich. Das wäre für mein Leben auch zu einfach gewesen. Mit einem Seufzen betrat ich den dunklen, nicht gerade einladenden Wald und spürte sofort die Kälte, die sich in meinen Knochen festnagelte. Ein kühler, unangenehmer Wind wehte in mein Gesicht, sodass ich die Kapuze meines Hoodies aufsetzte. Mein Lieblingspullover war das einzige, was ich noch von meiner besten Freundin Dori hatte, seit ihre Rakete auf dem Weg zu der neuen Erde abgestürzt war und niemand je wieder etwas von ihr gehört hatte. Ich hatte ihr Gesicht noch ganz genau vor Augen. Ihr Lächeln hatte mein Herz jedes Mal höher schlagen lassen, auch heute noch. Ich hatte immer die Vorstellung gehabt, sie eines Tages zu fragen, ob wir zusammen abhauen und ins All fliegen wollten, um von dort aus die Sterne noch besser beobachten zu können. Sie hatte die Sterne wirklich geliebt. Ich versuchte an etwas anderes zu denken, doch es funktionierte nicht, und ich musste stehen bleiben, weil mir die Luft zum Atmen fehlte. Es war, als würde ihr Geist mir die Luft aus dem Körper saugen, damit ich lieber ersticke, als den ständigen, qualvollen Schmerz in meinem Herzen spüren zu müssen.

Da saß ich zusammengekrümmt, nach Luft ringend und dachte über den Stand der Dinge nach, dass ich nie wieder ein normales Leben führen würde und höchstwahrscheinlich ab dem heutigen Tag nicht nur als Waise, sondern auch als Einzelkind würde leben müssen, weil ich zu inkompetent gewesen war, um auf die einzige Person aufzupassen, die mir in diesem Leben noch etwas bedeutete.

Nach einer Weile hatte ich mich beruhigt, stand auf und war fest entschlossen, Graces Leben nicht kampflos aufzugeben. Ich wollte mich langsam auf den Weg machen, doch plötzlich durchflutete mich ein Adrenalinschub und ich begann zu rennen. Ich stolperte über Wurzeln und Steine, kratzte mich an Dornen und an irgendwelchen exotischen Pflanzen, die ich nicht kannte, aber das machte mir alles nichts aus. Der düstere Wald schien endlos, doch das Adrenalin in mir zwang mich immer weiter zu laufen und redete mir ein, dass ich erst stehen bleiben durfte, wenn ich meine Schwester in den Armen hielt.

Ein paar Stunden oder vielleicht auch nur Minuten später – ich konnte die Zeit hier sehr schlecht einschätzen – begann es zu regnen. Große, schwere Tropfen fielen auf mich herab und binnen Sekunden war ich von oben bis unten völlig durchnässt. Noch dazu war es stockdunkel geworden. Ich versuchte mich durch die Dunkelheit weiter voranzutasten, stolperte dann aber über eine große Wurzel und blieb an dieser Stelle, unter einem Baum liegen. Ich war zu erschöpft, um weiterzugehen und ich konnte meine Augen nur schwer offenhalten. Die weite Baumkrone schützte mich vor der Nässe und nur wenige Momente später war ich zu dem sanften Plätschern des Regens eingeschlafen.

Ich wurde von dem aufgeregten Gezwitscher eines regenbogenfarbigen Vogels geweckt, dessen Trällern eher einem Jodeln ähnelte als einem Singen. Trotz der Ohrenschmerzen, die mir dieser Vogel verlieh, spürte ich eine gewisse Sehnsucht bei seinem Anblick. Auf der Erde gab es zwar solche Vögel nicht, jedoch erinnerte er mich an die frühen Morgenstunden in meinem Bett, als ich von dem schönen Gezwitscher der Amseln geweckt worden war. Dies lag alles in der Vergangenheit, bevor alle Vögel ausgestorben waren.

Der Regen hatte sich über Nacht gelegt und es war wieder hell geworden, also setzte ich meine Suche fort. Negative Gedanken fingen an in meinen Kopf zu strömen. Meine Schwester fehlte nun schon ein ganzen Tag. Wie hatte sie wohl die stürmische Nacht überstanden? Eine unangenehme Szene bildete sich vor meinen Augen: Grace, wie sie durch den Regen rannte, stolperte und sich verletzte. Wie sie nicht mehr aufstehen konnte und vor Schmerz und Angst weinte.

Ich schüttelte schnell meinen Kopf. Ich hatte das Gefühl eine tickende Uhr in meinem Kopf zu haben, die mir signalisierte, wie viel Zeit ich noch hatte, bevor es für meine kleine Schwester zu spät sein würde. Oder für meinen Verstand. Vom einen zum anderen Moment hatte ich mein komplettes Zeitgefühl verloren. Wie lange war ich schon in diesem Wald gefangen? War ich wirklich erst einen Tag hier oder war vielleicht schon eine ganze Woche vergangen? Wann war ich am Ende des Waldes angekommen? Oder war ich erst ganz am Anfang? Ein hysterisches Lachen löste sich aus meiner Kehle, weil mir auf einmal alles so lächerlich vorkam. Ich war komplett verrückt, wieso tat ich das alles überhaupt? Grace war bestimmt nicht hier. Ich blieb stehen, damit meine Gedanken endlich aufhörten sich im Kreis zu drehen. Es war zu spät. Wenn sie noch am Leben gewesen wäre, dann hätte ich sie hier in diesem Wald gefunden. Meine Mutter hätte mir gesagt, dass ich nicht so leicht aufgeben sollte, doch meine Gedanken hatten mich besiegt und somit vergrub ich den letzten Funken Hoffnung auf Gracies Überleben in die Tiefen meines Herzens, damit es vor Trauer und Enttäuschung nicht genau so aufgab, wie mein Kopf es getan hatte.

Auf einmal überkam mich eine Erinnerung. An einem kalten Dezembertag vor zwei Jahren hatte ich sie von der Schule abgeholt und wir waren zusammen Schlittschuhlaufen gegangen. Während einer Pause hatte sie mich dazu überredet ein Eis zu essen, also hatten wir, mit Schlittschuhen an den Füßen, auf einer Bank gesessen und Schokoladeneis gelöffelt. Ich erinnerte mich noch genau an Graces Lachen, als der ganze Inhalt meines Eisbechers auf meinem Schoß gelandet war, weil ich ihn vor Schrecken fallengelassen hatte – eine Taube war auf meinen Kopf geflogen. Meine süße kleine Schwester. Ich vermisste sie so sehr, dass sich meine Brust zuschnürte. Ich versuchte die Tränen wegzuwischen die sich aus meinen Augen gelöst hatten, doch es waren einfach zu viele, sodass ich sie einfach über meine Wangen laufen ließ. Auf einmal ging meine Trauer in Wut über. Ich hasste die Menschen, die unsere Heimat unbewohnbar gemacht hatten, ich hasste die Politiker, die die Anzeichen der möglichen Zerstörung ignoriert hatten und ich hasste meine Eltern für ihre dumme Idee, mich, den größten Idioten, der nicht einmal sein eigenes Leben in den Griff bekam, dafür verantwortlich zu machen, ein weiteres Menschenleben in Sicherheit zu bringen. Ich hasste meine Schwester dafür, dass sie nicht hier mit mir, sondern irgendwohin verschwunden war, aber am allermeisten hasste ich mich selber. Ich hasste mich dafür, dass ich zu wenig Zeit mit ihr verbracht hatte. Dass ich meinen Eltern zu selten gezeigt und gesagt hatte, dass ich sie liebte. Ich hasste mich so sehr dafür, dass ich zu selten der große Bruder und Sohn gewesen war, den sich meine Familie gewünscht hatte und ich würde mir niemals verzeihen können, weil ich sie alle enttäuscht hatte. Ich trottete mit hängenden Schultern und zum ersten Mal mit leerem Kopf

durch den endlosen Wald, der mir all meinen Lebenswillen genommen hatte. Ich hatte kein Ziel mehr, nur die Intention immer weiterzulaufen, bis ich umfiel und hoffentlich vor Müdigkeit und Enttäuschung und Trauer in einen anhaltenden Schlaf versank aus dem ich nie wieder erwachen würde. Ich lief lange und ohne Halt, bis plötzlich ein Wunder geschah ... und ich am Ende des Waldes ankam. Vor Erstaunen blieb mir der Mund weit offen stehen. Vor mir erstreckte sich ein weites Zeltlager und ich sah... andere Menschen. Wie konnte das sein? Ich war so verblüfft, dass ich meine Augen reiben musste, um sicherzugehen, dass sie mich nicht täuschten. Doch es stimmte. Ich war doch nicht der einzige auf diesem Planeten. Auf einmal entdeckten mich zwei Gestalten und liefen zu mir herüber. Ich wusste nicht was ich tun sollte, doch als ich die Personen erkannte, gaben meine Knie unter mir nach. Mein Herz war wie von den Toten auferstanden, denn plötzlich begann es so schnell zu schlagen, als würde es versuchen durch meinen Körper zu brechen. Als sich Gracie—meine kleine bezaubernde Schwester – in meine Arme stürzte, drückte ich ihren Körper so fest ich konnte an mich und es war, als würde sie meinem leblosen Inneren wieder Leben einhauchen. Als ich die andere Gestalt anschaute, erkannte ich Dori, die eigentlich vor ein paar Wochen für tot erklärt worden war. Mir entwich ein kurzer Schrei und ich schlang sofort meinen anderen Arm um sie. Ich hielt beide so fest, bis mein Gehirn verstanden hatte, dass dies keine Illusion war. „Wie...wie ist das möglich?“, flüsterte ich. Lange Zeit saßen wir dort und versuchten zu realisieren, dass wir uns gefunden hatten. Als wir uns alle beruhigt hatten, erzählten mir die beiden, dass die gestrandeten Menschen ein Lager aufgebaut hatten und nun zusammen hier lebten. Außerdem erfuhr ich von ihnen, dass ich ungefähr 5 Tage in diesem Wald gewesen war und nicht nur einen. Anscheinend war dieser Wald magischer, als ich gedacht hatte. Ich war so überfordert und glücklich zugleich, dass ich nicht aufhören konnte zu grinsen. „Ich könnte dich hier rumführen und dir alles zeigen“, sagte Grace aufgeregt und Dori nickte. Wir standen auf, nahmen uns an den Händen und dann ließ ich mir von den beiden unsere neue Heimat zeigen.